

Partizipative Forschung mit Eltern

Erkenntnisse aus der Literatur

Partizipative Forschung vereint Forschungsansätze, die die sozialen, politischen und organisationalen Kontexte, in denen sie eingebettet ist, kritisch reflektieren und aktiv beeinflussen. Im Mittelpunkt steht hier die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Menschen, deren Lebenswelt erforscht werden soll. Partizipative Ansätze fußen in der Tradition der Aktionsforschung und haben sich international und in verschiedenen Anwendungskontexten weiterentwickelt (z. B. Praxisforschung, partizipative Evaluation, communitybasierte partizipative Forschung, partizipative Gesundheitsforschung) (von Unger 2014).

Nach Chung/Lounsbury (2006) gibt es unterschiedliche Formen der Beteiligung an Forschung, von der üblichen Form der Teilnahme über die gezielte Konsultation, z. B. im Rahmen eines Experteninterviews, und die gegenseitige Beratung, z. B. in Form von Beiräten bis hin zur tatsächlich gleichberechtigten Zusammenarbeit von Forschenden und Vertreterinnen/Vertretern der Zielgruppe. Im Rahmen eines partizipativen Forschungsprojekts können mehrere dieser Beteiligungsformen angestrebt werden. Im Sinne einer partnerschaftlichen Forschung ist jedoch eine Beteiligung einzelner Vertreter/-innen aus den Lebenswelten, die erforscht werden, als Co-Forschende mit Entscheidungsmacht konstitutiv. Ko-Forschende sollen an allen Phasen des Forschungsprozesses beteiligt sein: von der Zielsetzung über Studiendesign, Datenerhebung und Auswertung bis hin zur Dissemination (von Unger 2014).

Frühe Hilfen sind ein Gesamtpaket an Maßnahmen der Gesundheitsförderung und setzen auf einen niederschweligen Zugang zur Zielgruppe. Gerade dieser Zugang soll genutzt werden, um im Rahmen zukünftiger partizipativer Begleitforschung die vielfältigen Wirkungen der Frühen Hilfen gemeinsam mit den begleiteten Familien zu erforschen und das Angebot weiterzuentwickeln. Ob und wie partizipative Forschung mit Familien möglich ist, wird aktuell im Rahmen eines dreijährigen Projekts gemeinsam mit dem regionalen Frühe-Hilfen-Netzwerk in Oberösterreich erprobt. Eine selektive Literaturrecherche zur Identifikation konkreter Handlungsempfehlungen bzw. Erfahrungen in Bezug auf die Partizipation von Eltern in Forschungsprojekten lieferte die Basis für das weitere Vorgehen. Dieses sah einerseits eine erste Konsultation begleiteter Familien und andererseits die Etablierung einer Forschungsgruppe vor. Um die verschiedenen Zielgruppen einbinden zu können, wurden unterschiedliche Wege der Kontaktaufnahme geplant. Ziel des Projekts ist es, gemeinsam mit den begleiteten Familien ein Forschungskonzept für die zukünftige Begleitforschung zu entwickeln.

Das vorliegende Factsheet soll die Erkenntnisse aus der selektiven Literaturrecherche beschreiben. Diese zeigte, dass es bis dato noch wenige Erfahrungen bezüglich der Partizipation von Eltern in Forschungsprojekten gibt. In nur sechs der 23 betrachteten Artikel/Bücher ging es um (partizipative) Forschung mit Eltern. Die Literatur wurde hinsichtlich folgender Punkte betrachtet: (1) Wie kann die Zielgruppe zur aktiven Mitarbeit an Forschungsprozessen aktiviert werden? (2) Wie können Methoden zur Gestaltung des Prozesses aussehen? (3) Welche förderlichen und hinderlichen Faktoren kann es in der Einbindung von Familien/Eltern geben?

Methode und Bibliografie der aufbereiteten Literatur

In einem ersten Schritt wurde eine Literaturrecherche mittels Google bzw. Google Scholar im Frühjahr 2018 durchgeführt, deren Ziel es war, Literatur über Partizipation von Eltern in Forschungsprojekten zu identifizieren. Dafür wurden folgende Begriffe verwendet:

Partizipative Begleitforschung, partizipative Forschung, partizipative Qualitätsentwicklung, Beteiligung, Eltern, Einbindung, Gesundheit, Gesundheitsforschung, Best Practices, Beispiele, Good Practices, Methoden, Motivation/Motivationsfaktoren, participatory research / participatory action research, community-based, Frühe Hilfen.

Die Literaturrecherche führte zu 11 Treffern, wobei keiner der Artikel tatsächlich partizipative Forschung mit Eltern behandelte. In vier Artikeln stand jedoch die Partizipation von Eltern im Rahmen von Praxis- oder Evaluationsprojekten im Vordergrund. Die anderen Quellen bezogen sich auf partizipative Forschung/Evaluation im Allgemeinen sowie Partizipation der Zielgruppe Jugendliche. Weitere Artikel betreffend partizipative Forschung mit Eltern sowie Literatur in puncto Beteiligung von Eltern in Praxisprojekten und weiterführende Literatur in Hinblick auf partizipative Forschung im Allgemeinen konnte über Wolfgang Laskowski (ÖOGKK) und eine weitere Handsuche, u. a. über die Referenzlisten der gesammelten Artikel, identifiziert werden. Tabelle 1 gibt einen Überblick über die gesammelte Literatur und die Extraktion relevanter Inhalte.

Die Ergebnisse der Literaturrecherche wurden im Projektteam sowie mit Michael Stadler-Vida (Geschäftsführer von queraum. kultur- und sozialforschung) diskutiert und als Basis für die weitere Planung der Einbindung von Familien/Eltern verwendet.

Die Sichtung und Aufbereitung von Theorie bzw. allgemeinen Empfehlungen im Bereich partizipative Forschung waren nicht Zweck dieser Literaturrecherche.

Aufgrund dieser konkreten Fragestellungen und den erwarteten Publikationen (graue Literatur, Programmbeschreibungen und -evaluationen) wurde von einer systematischen Literaturrecherche in Datenbanken abgesehen und der Suchbereich gezielt auf die Partizipation von Eltern in Praxis- bzw. Evaluationsprojekten sowie auf partizipative Forschung im Allgemeinen und mit anderen Zielgruppen ausgeweitet.

Tabelle 1: Bibliografie der gesammelten Literatur

Beteiligte	Handlungs- feld(er)	beschriebene Methode(n)	beschriebene Erfolgsfaktoren	Quelle
Eltern	F*	-	Planung, Beziehung, Lernen & Empowerment	(Jagosh et al. 2012)
Eltern	F*	Interviews	Lernen & Empowerment	(Kneipp et al. 2011)
Eltern	F	Interviews, egozentrierte Netzwerkkarte	-	(Ladurner et al. 2016)
Eltern	F*	Interviews, Gruppendiskussionen, Beobachtungen, Videoanalyse	Planung, Finanzielles, Kommunikation, Beziehung, Ergebnisoffenheit & Flexibilität, Lernen & Empowerment	(McAllister et al. 2003)
Eltern	F*	Interviews, Fokusgruppen Bürgerkonferenzen, Zuhören bei informellen Treffen, Blogs, Ideenwettbewerbe	-	(Thyen 2015)
Eltern	F*	-	Planung, Zeit, Finanzielles, Kommunikation, Beziehung, Ergebnisoffenheit & Flexibilität, Lernen & Empowerment	(Turnbull et al. 1998)
Eltern	F*	Befragungen, teilnehmende Beobachtung, Gruppendiskussionen, Fokusgruppen etc.	-	(Süß et al. 2015)
Eltern	E	-	-	(De Bock / Fischer 2011)
Eltern	E	-	-	(Tegethoff et al. 2017)
Eltern	P	Fokusgruppen	Planung, Kommunikation, Lernen & Empowerment	(Bär et al. 2014)
Familien	P	Interviews, schriftliche Befragungen, runde Tische, Familientische, Familienbeirat, Zukunftswerkstatt	-	(Borchers et al. o. J.)
Eltern	P	zahlreiche klassische und kreative Beteiligungsinstrumente	Planung, Zeit, Kommunikation, Beziehung, Ergebnisoffenheit & Flexibilität, Lernen & Empowerment	(Zinser 2004)
Bevölkerung	P	zahlreiche klassische und kreative Beteiligungsinstrumente	Planung, Zeit	(Mossakowski et al. 2009)
Jugendliche	F	Community-Mapping, Photovoice, Theater	Planung, Zeit, Finanzielles, Kommunikation, Beziehung, Lernen & Empowerment	(Hackl o. J.)
v. a. Kinder und Jugendliche	F/E/P	Interviews	Zeit	(Lüttringhaus/Richers 2003)
Menschen mit Demenz, sozial Benachteiligte	E	-	-	(Brandes/Schaefer 2013)
Patientinnen/ Patienten	F	-	Planung, Zeit, Kommunikation, Beziehung	(Cook 2012)
Patientinnen, Patienten	F	Interviews, Fokusgruppen, Arbeitsgruppen	Finanzielles, Kommunikation	(Russo 2012)
divers	F	Fokusgruppen	Kommunikation, Beziehung, Lernen & Empowerment	(Borg et al. 2012)
divers	F	Interviews, Fokusgruppen	Planung, Finanzielles, Beziehung, Lernen & Empowerment	(Bergold/Thomas 2012)
divers	F	Methodenkoffer der partizipativen Gesundheitsforschung	Planung, Kommunikation, Beziehung	(Wright 2010; Wright 2013; Wright et al. 2013)
divers	F	-	Planung, Beziehung, Ergebnisoffenheit & Flexibilität, Lernen & Empowerment	(Minkler/Wallerstein 2008)
divers	F	-	Planung, Zeit, Finanzielles, Kommunikation, Lernen & Empowerment	(von Unger 2012)

F = Forschung, * = partizipativer Ansatz (d. h. Beteiligung der Betroffenen am Prozess), E = Evaluation, P = Praxis

Quelle: GÖG – eigene Darstellung

Aktivierung der Zielgruppe

Unter *Aktivierung* werden jene Schritte verstanden, die dazu beitragen sollen, Personen aus der Zielgruppe kennenzulernen, über die Beteiligungsmöglichkeiten zu informieren und zum Mitmachen zu motivieren. Dabei ist nicht nur auf eine gut verständliche Sprache zu achten, sondern auch auf die Vermittlung des Nutzens dieses persönlichen Einsatzes (Zinser 2004). Dieser liegt laut Cook (2012) vor allem in der Möglichkeit, ein neues Angebot zu gestalten oder die Praxis eines Angebots zu verändern. Im Rahmen der Aktivierung besonders beachtet werden soll die Gefahr der sozialen Selektion (Bär et al. 2014; Bergold/Thomas 2012).

Maßnahmen zur Aktivierung der Zielgruppe müssen die unterschiedlichen Lebenssituationen von deren Vertreterinnen/Vertretern berücksichtigen und können durchaus auch kreativ gestaltet sein. Zur breiten Beteiligung von Familien können neben informativen Artikeln über das Projekt in der örtlichen Presse, Handzetteln und Plakaten, Internetauftritten und E-Mail-Aktionen auch spannende Events rund um die Familie, aufrüttelnde Theaterszenen auf der Straße oder aktivierende Befragungen organisiert werden (Zinser 2004).

Der Einsatz Letzterer wurde z. B. von Mossakowski et al. (2009) beschrieben. Eine aktivierende Bewohnerbefragung wurde genutzt, um Wahrnehmung, Nutzung und Einschätzung laufender Aktivitäten zur Gesundheitsförderung zu erfragen. Gleichzeitig wurde auch direkt nach der Bereitschaft zur aktiven Mitwirkung gefragt. Die Umsetzung erfolgte mittels Passantenbefragungen und Interviews durch engagierte Bewohner/-innen, die ihre Freunde, Verwandten und Nachbarn – zum Teil auch in Fremdsprachen – befragt haben. Bär et al. (2014) berichten von einer ähnlichen Vorgehensweise. Die Aktivierung von Eltern in schwierigen sozialen Lagen erfolgte über die Ansprache auf der Straße bzw. über Multiplikatorinnen/Multiplikatoren aus den Communities und über Peers.

Der Einsatz der Methode der aktivierenden Befragung ist laut Lüttringhaus/Richers (2003) nur dann sinnvoll, wenn tatsächlich ein Leidensdruck besteht und etwas verbessert werden kann, persönliche Ressourcen der Aktivierten vorhanden sind (das können Zeit, Kontakte, familiäre Netzwerke, Kontaktwünsche, Wünsche nach sinnstiftender Tätigkeit etc. sein) und die Aktiviererin / der Aktivierer eine entsprechende Haltung einnimmt. In einem Handbuch wurden die verschiedensten diesbezüglichen Erfahrungen zusammengetragen.

Eine gezieltere Form der Ansprache wählte Russo (2012): Forschende nahmen vor Ort (in einem Klinikum) Kontakt mit den Betroffenen auf und führten ein semistrukturiertes Interview durch. Dies ermöglichte es den Forschenden, den eigenen professionellen Hintergrund zu erläutern und das Projekt mit seinen Zielen vorzustellen. Die Interviewten erhielten ein Transkript sowie eine Einladung zu einer Fokusgruppe. In einer Folgestudie wurde ein zweistufiger Prozess der Aktivierung gewählt. Betroffene erhielten Projektinformationen und Einladungen zu einem ersten Interview über eine breite Streuung vor Ort (im Klinikum). Interessierte konnten sich direkt beim Forscherteam melden. Erst im Anschluss daran wurden semistrukturierte Interviews an den präferierten Orten der Interviewten durchgeführt. Sie dauerten ungefähr eine Stunde und endeten mit einer weiterführenden Einladung zu einer Fokusgruppe.

Im Onlinehandbuch *Lokale Bündnisse für Familien* wurde besonders darauf hingewiesen, dass bestimmte Gruppen persönlich angesprochen werden müssen, um sie zur Mitarbeit

zu motivieren (Borchers et al. o. J.). Auch Zinser (2004) verweist darauf, dass der persönliche Kontakt zu Eltern, Kindern und Jugendlichen wichtig ist und aus diesem Grund den Multiplikatorinnen und Multiplikatoren eine besondere Bedeutung zukommt. Diese können über Organisationen, die in der Lebenswelt der Betroffenen verankert sind, gut erreicht werden, müssen allerdings auch von der Sinnhaftigkeit der Forschungsarbeit überzeugt sein (Hackl o. J.).

Methoden für die Gestaltung von Partizipationsprozessen

Nicht nur für die Aktivierung, sondern auch für die weitergehende *aktive Mitarbeit* der Zielgruppe gibt es unterschiedliche Methoden. Obwohl eine Beteiligung von Betroffenen am gesamten Forschungsprozess (von der Zieldefinition bis zur Dissemination) sinnvoll wäre, wird die Zielgruppe am häufigsten bei der Konzeption, Durchführung und Analyse der Datenerhebung als Co-Forscherinnen bzw. -Forscher eingebunden. Dabei kommt zu meist eine Kombination mehrerer Methoden zum Einsatz.

Die hier am häufigsten genannten Methoden sind Interviews und Fokusgruppen. In diesen können Forschungskonzepte und -methoden (z. B. Fragebögen) entwickelt sowie die Ergebnisse der Datenerhebung reflektiert und verifiziert werden. Des Weiteren werden zur Steuerung und Planung von Partizipationsprozessen folgende Methoden genannt: runde Tische, Arbeitsgruppen, Open Space, Familienbeiräte, Anwaltsplanung und Arbeitsbuchmethode. Hinsichtlich der konkreten Beteiligung von Eltern an Forschungsprozessen nennt Thyen (2015) als Methoden qualitative Interviews, Fokusgruppengespräche, Zuhören bei informellen Treffen, Bürgerkonferenzen, partizipative Ideenwettbewerbe und Blogs im Internet.

Neben der aktiven Mitarbeit Betroffener werden in der gesichteten Literatur sehr häufig Forschungsmethoden beschrieben, die bei Eltern (und von Eltern) angewandt werden und deren Ziel es ist, Informationen und Meinungen der Zielgruppe einzuholen. Diese Methoden eignen sich z. B. für die Datenerhebung im Rahmen eines (partizipativen) Forschungsprojekts oder auch für die Bestimmung des Forschungsbedarfs.

Neben Befragungen und Fokusgruppen werden auch folgende Möglichkeiten genannt: teilnehmende Beobachtungen, ganztägige Begleitung einer Familie, Familien/Frauen-Tische, Bürgerversammlungen, Theater, Ausstellungen, Photovoice, egozentrierte Netzwerkkarten, Community Mapping, Lebenswelterkundungen etc. Kneip et al. (2011) und McAllister et al. (2003) beschreiben folgende Forschungsmethoden, die von den forschenden Eltern angewandt bzw. deren Ergebnisse reflektiert wurden: (Telefon-)Interviews, Gruppendiskussionen, Videoanalyse von Eltern-Kind-Interaktionen, Beobachtungen vor Ort.

Welche Methoden für die Beteiligung ausgewählt werden, hängt vor allem von den Ressourcen, dem Gegenstand und Charakter des Projekts sowie den vorhandenen Kompetenzen ab. Bei der Auswahl geeigneter Methoden ist besonders sensibel vorzugehen: Wenn diese nämlich zu keinerlei Konsequenzen führen, kann es zu Frustration und Enttäuschung der Beteiligten kommen (Mossakowski et al. 2009).

Die beiden wesentlichen Methoden, Interview und Fokusgruppe, sollen im Nachfolgenden detaillierter beschrieben werden.

Interview

mündliche Befragung der Zielgruppe – kann auch aktivierend gestaltet werden

Ziel/Zeitpunkt

- » Aktivierung
- » Informationen und Meinungen einholen
- » Bedarfserhebung
- » Datenerhebung und -analyse

Besonderheiten

- » Betroffene als Expertinnen/Experten
- » Sprache kann Hindernis sein (mehrsprachige Interviewende einsetzen)
- » systematisch, aufwändig
- » Die Interviews können von Laienforschenden durchgeführt werden. Diese verstehen Befragte unter Umständen besser und haben einen besseren Zugang zu ihnen.

Erfolgsfaktoren

- » detaillierter Gesprächsleitfaden
- » Auswahl der Laienforschenden nach Status/Anerkennung und Verankerung in der Community
- » Schulung der Interviewenden
- » gleiche Forscher/-innen über mehrere Befragungswellen hinweg (Vertrauen)
- » finanzielle Anreize für die Teilnahme
- » Transkript
- » Ort und Zeit an die Teilnehmenden anpassen

Fokusgruppe

angeleitete Gruppendiskussion

Ziel/Zeitpunkt

- » Aktivierung
- » Diskussion über Forschungsthemen und -design
- » Erhebung und Analyse/Interpretation von Daten
- » Entwicklung von Fragebögen
- » Forschungsvorhaben priorisieren
- » Interventionen planen
- » Diskussion über Publikation der Ergebnisse

Besonderheiten

- » Generieren eines „safe space“; Einzelne verlieren ihre Scheu.
- » verschiedene Perspektiven auf die Ergebnisse
- » Die Gruppe kann stimulierend sein und als Korrektiv reagieren.
- » Anpassung der Forschungsfragen und des -designs an die spezifischen Gegebenheiten der Zielgruppe
- » Daten werden in der Reflexion verifiziert.
- » Die Fokusgruppen können von Laienforschenden durchgeführt werden. Diese verstehen Befragte unter Umständen besser und haben einen besseren Zugang zu ihnen.

Erfolgsfaktoren

- » Ergebnisprotokoll mit Möglichkeit der Rückmeldung durch die Teilnehmenden
- » Schulung der Interviewenden
- » Moderation der Gruppen, sodass alle Meinungen gehört und akzeptiert werden
- » ausreichend Zeit für die Organisation und Aufbereitung
- » Orientierung am Konzept des offenen Dialogs (Meinung einholen, darauf aufbauend Fragen stellen)
- » Teilnehmende gewinnen Verantwortung über die Studie.

Konkrete hinderliche und förderliche Faktoren bei der Partizipation von Eltern in Forschungsprojekten

Lernerfahrungen sowie konkrete hinderliche und förderliche Faktoren in der aktiven Mitarbeit von Familien in Forschungsprozessen können in sieben Kategorien zusammengefasst werden: Planung, Zeit, Finanzielles, Kommunikation, Beziehung, Ergebnisoffenheit und Flexibilität sowie Lernen und Empowerment.

Planung

Bei der Planung partizipativer Forschungsprojekte sind einige Besonderheiten zu beachten:

- » Rahmenbedingungen (zeitliche Verfügbarkeit, räumliche Lage, Kinderbetreuung ...)
- » Definition der Betroffenen
- » Festlegen der Art und des Umfangs des Engagements der Involvierten sowie von deren Aufgaben, Befugnissen und Verantwortlichkeiten
- » Festlegen des Entscheidungsfindungsprozesses
- » alternativer Plan bei Ausfall von Betroffenen
- » Rolle der Wissenschaftler/-innen
- » Intensität der Beteiligung

Zu Beginn der Planung gilt es zu definieren, welche Personen oder Gruppen zu den Betroffenen zählen und daher in die Forschung involviert werden müssen (Bergold/Thomas 2012; Zinser 2004). Turnbull et al. (1998) verweisen im Speziellen darauf, dass es einer Definition von „Familie“ bedarf. Anzustreben sei eine möglichst hohe Diversität an Familienkonstellationen. Wichtig hierbei ist, zu beachten, dass auch die Bedürfnisse und Wahrnehmungen der Familienmitglieder sehr heterogen sein können. Eine weitere Überlegung von Turnbull et al. (1998) ist, auch Personen außerhalb der Kernfamilie einzubinden. Jagosh et al. (2012) und McAllister et al. (2003) führen an, dass bei der Auswahl der Teilnehmer/-innen darauf zu achten sei, dass diese motiviert sind, einen gewissen Status in der Zielgruppe innehaben und seitens dieser Anerkennung erfahren.

Die Art und der Umfang des Engagements Betroffener sowie die Aufgaben, Befugnisse und Verantwortlichkeiten aller Involvierten müssen klar geregelt werden (Hackl o. J.; Wright 2010; Zinser 2004). Besonders wichtig ist, zu definieren, wer mit welchem Recht zu welchem Zeitpunkt und zu welchem Thema an Entscheidungen beteiligt wird (Bergold/Thomas 2012). Für die Planung sowie Reflexion der Beteiligung lohnt sich eine Ausdifferenzierung nach Akteurinnen bzw. Akteuren, Stufen der Partizipation und Projektkomponenten (von Unger 2012). Des Weiteren empfiehlt es sich, eine Strategie für den Ersatz ausfallender Personen zu erarbeiten. Cheatham-Rojas/Shen (2008) schlagen vor, dass bereits zu Beginn mehr Personen rekrutiert werden sollten, als notwendig seien, damit diese als Ersatz zur Verfügung stünden.

Wissenschaftler/-innen können in einem partizipativen Prozess laut Randy (2008) verschiedene Rollen einnehmen, je nachdem, ob die Betroffenen als organisiert oder nichtorganisiert gesehen werden. Bei der Planung eines Forschungsprojekts mit Eltern kann eher von einer nichtorganisierten Gruppe mit wenigen Ressourcen ausgegangen werden, die – laut Randy (2008) – somit eine Initiatorin / einen Initiator benötigen. Die Aufgabe besteht darin, Partizipation anzustoßen, zu organisieren und zu maximieren. Für diese Rolle werden vor allem organisatorische, aber auch kommunikative Fähigkeiten benötigt (Diskussionen

anleiten, abstrakte Ideen kommunizieren, Ideen anstoßen und Menschen in ihrem Selbstvertrauen stärken etc.). Randy (2008) erwähnt drei Fragen, die zu Beginn eines „community-based participatory research“-Prozesses zu klären sind:

- » Was ist das Ziel dieses Projekts?
- » Was sind meine Fertigkeiten (Skills)?
- » Wie viel Partizipation braucht und möchte die Community?

Die Zielgruppe kann in unterschiedlichen Intensitäten am Forschungsprozess beteiligt werden. Während einige Autorinnen/Autoren empfehlen, Betroffene in den gesamten Forschungsprozess einzubinden, sind andere der Meinung, sie – vor allem auch aufgrund der vorhandenen Ressourcen – nur teilweise aktiv mitwirken zu lassen. Viele Autorinnen/Autoren sind sich jedoch einig, dass Betroffene bereits in die Entwicklung des Forschungsprojekts einzubinden sind, um die Perspektiven der Zielgruppe von Anfang an zu berücksichtigen. Ziele und Methoden sollen von den Betroffenen selbst oder gemeinsam mit den professionellen Forschenden entwickelt werden (Bär et al. 2014; Cook 2012; Randy 2008). Möglich ist beispielsweise auch, dass das Forschungsdesign von den Wissenschaftler/-innen entworfen wird und die Betroffenen ein relativierendes Feedback dazu geben können (Randy 2008). Eine Einbindung Betroffener in die Umsetzung der Forschungsaktivitäten (Befragung etc.) empfiehlt Randy (2008) vor allem aus Ressourcengründen nur dann, wenn die Forschung auch gleichzeitig zur Weiterentwicklung der Organisation in der Community beitragen soll bzw. wenn einzelne Personen dadurch mehr Kompetenzen entwickeln sollen. Einige Autorinnen/Autoren verweisen auch darauf, dass die Beteiligten die Ergebnisse präsentieren und in der Planung der Dissemination mitwirken sollen (Bär et al. 2014; Randy 2008).

Damit die Motivation bei den Beteiligten hochgehalten werden kann, bedarf es attraktiver Methoden der Beteiligung sowie adäquater Rahmenbedingungen (zeitliche Verfügbarkeit der Beteiligten, räumliche Lage [Treffen vor Ort, barrierefreie Treffpunkte mit hoher Akzeptanz], parallele Kinderbetreuung) (Bär et al. 2014; Borchers et al. o. J.; Zinser 2004). Methoden der Beteiligung waren Teil der Extraktion aus der Literatursuche und werden weiter oben detaillierter beschrieben.

Abläufe müssen einfach und unkompliziert gestaltet werden. Ein flexibler Ablaufplan kann zudem Orientierung im Prozess sicherstellen (Hackl o. J.). In der *participatory evaluation* wird versucht, eine Balance zwischen den Anforderungen für einen partizipativen Ansatz und jenen an wissenschaftliches Vorgehen zu finden. Dabei sind folgende Schritte – die auch für die Planung von Forschungsprojekten mit Eltern Beachtung finden können – notwendig:

1. gemeinsame Entscheidung über partizipativen Ansatz treffen
2. gemeinsam Ziele der Evaluation definieren
3. Arbeitsgruppe bilden, um die Evaluation zu planen und zu organisieren
4. Methoden auswählen, die zur Zielerreichung beitragen können
5. schriftliches Konzept erstellen
6. Methoden vorbereiten und testen, inklusive Training für beteiligte Nutzer/-innen
7. Umsetzung der getesteten und adaptierten Methoden in einer größeren Erhebung
8. gemeinsame Analyse der Ergebnisse
9. Ergebnisse schriftlich oder in anderen Formaten aufbereiten

10. gemeinsame Entscheidung darüber, wie die Ergebnisse genutzt werden und wie sie zu einer Verbesserung des Projekts/Programms beitragen können (Springett/Wallerstein 2008).

Des Weiteren sind für die Planung von Forschungsprojekten mit Eltern folgende Faktoren zu bedenken:

Spezifische Faktoren in Hinblick auf die Beteiligten

- » positive/negative Vorerfahrungen der Familien mit Partizipation (Turnbull et al. 1998; Zinser 2004)
- » Es wird kein Erfolg wahrgenommen (Zinser 2004).
- » spezifische Fähigkeiten der Familien müssen erst ausgebildet werden (Wright 2010).
- » Probleme mit Ausdruck und Sprache (Turnbull et al. 1998; von Unger 2012)
- » Es werden zu hohe Anforderungen an die Familien gestellt (Zinser 2004).

Beziehungstechnische, institutionelle und andere Faktoren

- » Gleichberechtigtes Arbeiten braucht Zeit (Wright 2010).
- » Mangel an Vertrauen und Respekt zwischen den Beteiligten (von Unger 2012)
- » ungleich verteilte Macht zwischen den Beteiligten (von Unger, 2012)
- » Konflikte um Finanzen und Aufgabenverteilung (von Unger, 2012)
- » Beteiligung ist in der Institution vielleicht nicht erwünscht (Wright 2010).
- » Es wird die Fachlichkeit der Gremien befürchtet (Zinser 2004).
- » Schwierigkeiten in der Annahme des Expertenstatus der Betroffenen (Bär et al. 2014; Wright 2010)
- » Die Zielgruppe wird evtl. seitens der Politik nicht als kompetent erachtet, und es gibt Angst vor Forderungen nach Veränderung (Wright 2010).
- » Entscheidungsträger/-innen von Anfang an einbinden, um Wissenstransfer und Umsetzung von Ergebnissen zu fördern (Hackl o. J.)

Zeit

- » Planung eines sehr langen Zeitraums zur Vertrauensbildung
- » Berücksichtigung von Zeit für Einschulung und Einarbeitung der Betroffenen
- » Berücksichtigung von Zeit für die Planung der Forschung, Vorbereitung, Begleitung und Teambildungsprozesse, Kommunikation, bürokratische Anforderungen, Eindringen in das Praxisfeld etc. für die Wissenschaftler/-innen
- » Berücksichtigung unterschiedlicher Zeitkontingente

Aktivierungs- und Beteiligungsprozesse von/mit Familien benötigen Zeit. Gerade sozial benachteiligten Personen mangelt es oft an Selbst- und Systemvertrauen, daher müssen sehr lange Zeiträume veranschlagt werden, bis es zu einer Steigerung des Vertrauens und der Partizipationsbereitschaft kommt (Strohmeier 1996 zitiert nach [Lüttringhaus/Richers 2003]). Des Weiteren brauchen die Personen aus der Zielgruppe oftmals eine Einschulung und eine gewisse Einarbeitungszeit, bevor sie aktiv am Forschungsgeschehen mitwirken können. Wissenschaftler/-innen brauchen indes Zeit, um sich in das Praxisfeld einzudenken, Kommunikation zu ermöglichen und Vertrauen aufzubauen. Zusätzlich haben Haupt- und Ehrenamtliche oftmals unterschiedliche Zeitkontingente (auch zu unterschiedlichen Tageszeiten) (Mossakowski et al. 2009; Zinser 2004). Zeitliche Einschränkungen, die sich aus der projektförmigen Zusammenarbeit ergeben, können jedoch durch längerfristige

Kooperationen aufgefangen werden (von Unger, 2012). Cook (2012) listet sechs Aktivitäten auf, für die häufig keine Zeitressourcen bedacht werden:

- » Zeit für Diskussionen, Erklärungen und das Organisieren von Treffen
- » Zeit für praktische Hilfe und Unterstützung, damit Betroffene auch an den Forschungsaktivitäten oder Treffen teilnehmen können
- » Zeit für das Aussenden von Informationen in unterschiedlichen Formaten (z. B. weil nicht alle einen E-Mail-Account haben)
- » fortlaufende Kommunikation, besonders bei großen Zeitabständen bei Treffen
- » Zeit für die Zustimmung der Ethikkommission
- » Erstellung von Verträgen und Honorierung für die involvierten Betroffenen

Des Weiteren wird angeführt, dass ausreichend zeitliche Ressourcen für Reflexion und Feedback sowie für Vorbereitung, Begleitung und Teambildungsprozesse zur Verfügung stehen sollen (Hackl o. J.; Turnbull et al. 1998). Ein weiterer unterschätzter Punkt dürfte die Planung der Forschung sein, die sehr zeitintensiv sein kann (bis zu einem Jahr) (Cook 2012). Laut Jones et al. (2008) sei jedoch zu bemerken, dass diese Phase bereits ein eigenes Teilprojekt darstellt, das wertvollen Input und Ergebnisse bringen kann. Im Gegensatz zu klassischer Forschung ist nicht nur das Endprodukt interessant, sondern kann jede Phase produktiv sein und neue Lernerfahrungen, Kapazitätserweiterungen oder auch Veränderungen der Angebote bringen.

Eine zu hohe, aber auch eine zu niedrige Frequenz der Treffen der Beteiligten kann diese abschrecken bzw. frustrieren (Mossakowski et al. 2009; Zinser 2004).

Finanzielles

- » Aufwandsentschädigungen (z. B. in Form von Bargeld oder Gutscheinen) für die Mitarbeit der Betroffenen
- » ggf. zusätzliche Abgeltung von Reisekosten, Kosten für Kinderbetreuung, Kompensationszahlungen für entgangenes Einkommen etc.

Aufwandsentschädigungen für die Mitarbeit der Beforschten sind immer wieder Thema in der gesichteten Literatur und werden als Form der Anerkennung betrachtet. Die Autorinnen/Autoren sind sich einig, dass nicht davon ausgegangen werden darf, dass sich Co-Forschende gratis beteiligen, ebenso wenig dürfen diese als billige Arbeitskräfte missbraucht werden. Deshalb muss zumindest eine Aufwandsentschädigung (z. B. in Form von Bargeld oder Gutscheinen für Lebensmittel) vorgesehen werden, insbesondere wenn sozial benachteiligte Gruppen erreicht werden sollen, die ohnehin über weniger Ressourcen verfügen. Je nach Art und Intensität der Beteiligung können zusätzliche Kosten (siehe oben) übernommen werden (Bergold/Thomas 2012; Hackl o. J.; McAllister et al. 2003; Turnbull et al. 1998; von Unger, 2012). Russo (2012) geht sogar noch weiter und meint, dass gerade bei betroffenengeführten Studien, bei denen eine gleichberechtigte Zusammenarbeit zwischen Betroffenen und Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftlern angestrebt wird, die gleiche Bezahlung ausschlaggebend ist, und dies unabhängig vom akademischen Titel und der jeweiligen Erfahrung.

Von Unger (2012) verweist darauf, dass es in der partizipativen Forschung immer wieder auch zu Konflikten um Finanzen kommen könne. So könne es Barrieren in Bezug auf die

Nutzung finanzieller Ressourcen geben, die zur Stärkung der Beteiligten – auch außerhalb des Forschungsprojekts – eingesetzt werden sollten (McAllister et al. 2003).

Kommunikation

- » Dialog auf Augenhöhe
- » klare und offene Kommunikation über das Forschungsvorhaben, Regelungen, Normen und Werte
- » Schaffung kommunikativer Räume
- » Information der Beteiligten in möglichst einfacher Sprache
- » ggf. Einsatz von Verträgen und schriftlichen Aufzeichnungen
- » Zeit für informelle Gespräche einplanen
- » fortlaufendes Feedback und Berichterstattung über vorangegangene Projektschritte

Offene und klare Kommunikation zwischen den Beteiligten ist ein Schlüsselement der partizipativen Forschung. Dabei soll den involvierten Betroffenen einerseits vermittelt werden, dass sie einen wichtigen Beitrag zum Gelingen des Projekts leisten und ihre Meinungen, Ansichten bzw. Vorschläge wertgeschätzt werden (Borg et al. 2012; Hackl o. J.). Andererseits müssen sich die Beteiligten über Regelungen, Normen und Werte (z. B. Verlässlichkeit, regelmäßige Teilnahme an Treffen) sowie über das Forschungsvorhaben, dessen Ziele und Methoden einigen (McAllister et al. 2003; Turnbull et al. 1998; von Unger, 2012). Ein Dialog auf Augenhöhe ist gefordert (Bär et al. 2014).

Damit die Teilnehmer/-innen über ihre persönlichen Meinungen, Perspektiven und Erfahrungen berichten können und Vertrauen aufgebaut wird, muss ein kommunikativer Raum geschaffen werden, in dem diese Offenheit erreicht wird und involvierte Betroffene nicht das Gefühl haben, etwas „Falsches“ zu sagen. Derartige Räume müssen immer wieder neu ausgehandelt werden, indem problematische Bereiche wie emotionale, aufgabenbezogene und organisatorische Belange angesprochen werden. Dies betrifft z. B. den Forschungsvertrag, Möglichkeiten und Grenzen der Beteiligung, Zeit, Art und Umfang des Engagements, Strukturen und Befugnisse, die Möglichkeiten, Ängste auszudrücken, die Balance zwischen Ordnung und Chaos (Bergold/Thomas 2012; Zinser 2004).

Um sich gemeinsam auf eine Vorgehensweise zu einigen, müssen involvierte Betroffene wissen, was Forschung bedeutet, welche Methoden es gibt und welche Erfahrungen bereits bestehen (Cook 2012). Dies soll in möglichst einfacher Sprache kommuniziert werden (Hackl o. J.).

Um eine gewisse Verbindlichkeit zwischen den Beteiligten zu schaffen, können Verträge bzw. schriftliche Aufzeichnungen der ausgehandelten Regelungen, Normen und Werte hilfreich sein (Hackl o. J.).

Wright (2010) merkt an, dass eine Balance zwischen Pflege der Arbeitsbeziehung und zielgerichteten Aktivitäten und Zielorientierung wesentlich ist. Borg et al. (2012) schlagen vor, dass zu Beginn eines jeden Treffens genügend Zeit für informelle Gespräche eingeplant werden sollte. Eine Wiederholung der wesentlichen Diskussionspunkte vorangegangener Treffen könne ebenso hilfreich sein. Russo (2012) streicht die Bedeutung eines fortlaufenden Feedbacks und kontinuierlicher Berichterstattung an die Teilnehmenden hervor, um größtmögliche Transparenz zu schaffen. Zinser (2004) verweist darauf, die Wirksamkeit und das Engagement der Beteiligten im Laufe des Prozesses immer wieder aufzuzeigen.

Probleme in der Zusammenarbeit entstehen laut von Unger (2012) häufig aufgrund eines Mangels an Vertrauen und Respekt, ungleichverteilter Macht, Problemen mit Ausdruck und Sprache, Zeitproblemen und Konflikten um Finanzen und Aufgabenverteilung. Umso wichtiger scheint offene und wertschätzende Kommunikation auf Augenhöhe zu sein.

Die Lernerfahrungen von Jones et al. (2008) zeigen, dass jedenfalls die Rahmenbedingungen (Zeithorizont, finanzielle Ressourcen, Leadership) klar kommuniziert werden müssen, damit Enttäuschungen vorgebeugt werden kann.

Beziehung

» gegenseitiger Respekt, Vertrauen und Wertschätzung

Gegenseitiger Respekt, Vertrauen und Wertschätzung sind die Schlagwörter, wenn es um den Aufbau tragfähiger Beziehungen zwischen Betroffenen und Forschenden geht (Borg et al. 2012; Hackl o. J.; Jagosh et al. 2012; Kneipp et al. 2011; Turnbull et al. 1998; Wright 2013). Wichtig in diesem Zusammenhang ist,

- » aufmerksam zuhören (Borg et al. 2012),
- » Chaos zuzulassen und unterschiedliche Meinungen und Ansichten wertzuschätzen (Borg et al. 2012),
- » Wissen und Kompetenzen der jeweils anderen Seite anzuerkennen (Turnbull et al. 1998) bzw. neugierig zu sein auf jeweils vorhandenes Wissen, vorhandene Fähigkeiten und Erfahrungen (Bergold/Thomas 2012),
- » hervorzuheben, dass die Teilnehmer/-innen Expertinnen bzw. Experten ihrer Erfahrungen sind (Hackl o. J.),
- » Laienforscherinnen/-forscher in ihrer Arbeit zu unterstützen (McAllister et al. 2003),
- » den Einsatz der Betroffenen zu betonen und zu loben (Cheatham-Rojas/Shen 2008),
- » gemeinsam Erfolge zu feiern und Unsicherheiten und Enttäuschungen abzufangen (Cook 2012),
- » die Zusammenarbeit im Vorfeld sorgfältig zu planen sowie Moderation und kontinuierliche Pflege einer vertrauensvollen Zusammenarbeit einzubeziehen (Wright 2013),
- » Grundregeln für die Zusammenarbeit gemeinsam zu erarbeiten (Hackl o. J.),
- » mit dem Engagement der Beteiligten verantwortungsbewusst umzugehen (Zinser 2004) und
- » Co-Forscherinnen/-Forscher so zu behandeln wie professionelle Forscher/-innen (Bergold/Thomas 2012).

Ergebnisoffenheit & Flexibilität

- » Flexibilität (in zeitlicher, finanzieller und inhaltlicher Ausgestaltung), Anpassungsfähigkeit (z. B. in Arbeitsweise, Ausdrucksfähigkeit) sowie Geduld sind gefordert.
- » Möglichkeit der Abänderung von Programmen, die im Zuge des Forschungsprojekts weiterentwickelt werden sollen

Durch die Partizipation der Zielgruppe kann es zu Abweichungen des geplanten Vorhabens kommen. Beispielsweise kann es nötig sein, die ursprünglichen Projektziele zu verändern, weil sie nicht mit den Bedürfnissen/Prioritäten der Betroffenen übereinstimmen. Ein partizipativer Prozess ist sehr zeitintensiv, und wenn er beschleunigt werden soll, besteht die Gefahr, dass wichtige Aspekte verlorengehen oder die Betroffenen frustriert und

desillusioniert werden (Clements-Nolle/Bachrach 2008). Aus diesem Grund sind in partizipativen Projekten allgemein Fähigkeiten wie Flexibilität und Anpassungsfähigkeit (z. B. in der Arbeits-, aber auch Ausdrucksweise) sowie viel Geduld vonnöten (Randy 2008; Zinser 2004).

Neben der Flexibilität in der zeitlichen, finanziellen und inhaltlichen Ausgestaltung des Projekts bedarf es auch der Möglichkeit, Änderungen von Programmen, die im Zuge des Forschungsprojekts weiterentwickelt werden sollen, zuzulassen (McAllister et al. 2003).

Des Weiteren kann es sein, dass die Beteiligten institutionelle Regelungen infrage stellen und diese ändern möchten (Turnbull et al. 1998).

Lernen & Empowerment

- » Qualifizierung der Forschenden und Co-Forschenden
- » kontinuierliche Reflexion und Feedback
- » Mit der Befähigung soll auch die Verantwortlichkeit übertragen werden.

Unterstützt wird der Forschungsprozess durch Qualifizierung der professionellen Forschenden, Trainings bzw. Schulungen der Co-Forschenden, praktische wie auch intellektuelle Hilfe vonseiten der professionellen Forschenden für die Co-Forschenden sowie kontinuierliche Reflexion und Feedback (Bergold/Thomas 2012; Hackl o. J.; McAllister et al. 2003; Turnbull et al. 1998; Zinser 2004).

Im Laufe des Forschungsprozesses werden unterschiedliche Kompetenzen der Co-Forschenden gestärkt, dazu gehören neben sprachlichen Fähigkeiten auch jene, systematisch an einem Prozess mitzuarbeiten sowie in einer Gruppe zu kommunizieren (Bergold/Thomas 2012; Jagosh et al. 2012). Erfahrungsgemäß werden auch weitere Kompetenzen erworben (z. B. Selbstbewusstsein, Selbstsicherheit, Selbstvertrauen) (Bergold/Thomas 2012; McAllister et al. 2003).

Wenn Co-Forschende längerfristig bzw. am gesamten Forschungsprozess mitarbeiten, müssen sie dementsprechend geschult werden. Eine Schulung soll Forschungskompetenzen (Wie stelle ich Forschungsfragen? Welche Methoden gibt es? Wie werden Daten generiert, analysiert und präsentiert? ...) aufbauen, die Laienforschenden in die Lage versetzen, zu beforschende Familien selbst über das Projekt zu informieren, den Forschungsgegenstand selbstständig zu erweitern und als Vorbild für andere zu wirken (Cook 2012; Kneipp et al. 2011). Randy (2008) weist darauf hin, dass für die Durchführung von Forschungsaktivitäten unbedingt auch ein Training im Umgang mit sozialem Stress notwendig ist.

Regelmäßige Selbstreflexion sowie dialogische Reflexivität ermöglichen es, Transparenz in den komplexen und sich verändernden Machtbeziehungen zu schaffen, Probleme zu benennen und gemeinsam an Lösungen zu arbeiten (von Unger, 2012). Bergold/Thomas (2012) unterscheiden vier Typen der Reflexion: Reflexion persönlicher und biografischer Attribute/Dispositionen, Reflexion sozialer Beziehungen zwischen den Beteiligten, Reflexion der strukturellen Gegebenheiten sowie Reflexion des Forschungsprozesses.

Bär et al. (2014) beschreiben, dass partizipative Methoden in der Arbeit mit Familien in schwierigen Lebenslagen, gerade bei den Fachkräften auf Widerstand stoßen können. Sie sehen aber darin auch eine Gelegenheit, Prozesse der Selbstreflexion anzuregen.

Eine Erfahrung von Borg et al. (2012) ist, dass sie trotz aller Bemühungen das Gefühl hatten, nicht mit, sondern über die Teilnehmenden zu forschen und die Betroffenen sich wunderten, welche Erkenntnisse die Forschenden aus diesen Fokusgruppen ziehen. Dennoch beschreiben sie, dass die gemeinsamen Treffen mit den Betroffenen sehr inspirierend seien und ein vertiefendes Lernen erlaubten. Sie schlussfolgern, dass diese Art der Forschung sehr wertvoll und lohnend für das Verstehen der Lebenssituation der Betroffenen sei.

Jagosh et al. (2012) führen des Weiteren aus, dass professionell Forschende durch partizipative Forschung Wissen für die Verhandlung und Umsetzung von Forschungsprojekten mit speziellen Zielgruppen aufbauen.

Literatur

- Bär, Gesine; Janella, Maren; Kilian, Holger; Möllmann-Bardak, Andrea; Wagner, Cornelia (2014): Wer sagt, was gut ist? Das Konzept der Partizipativen Qualitätsentwicklung für mehr gesundheitliche Chancengleichheit. In: E-Newsletter wegweiser-bürgergesellschaft.de 08/2014
- Bergold, Jarg; Thomas, Stefan (2012): Participatory Research Methods: A Methodological Approach in Motion. In: Forum Qualitative Sozialforschung 13/1
- Borchers, Andreas; Glade, Anne; Hellmann, Michaela; Zierau, Johanna (o. J.): Online-Handbuch „Lokale Bündnisse für Familie“. Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung GmbH, Berlin
- Borg, Marit; Karlsson, Bengt; Kim, Hesook Suzie; McCormack, Brendan (2012): Opening up for Many Voices in Knowledge Construction. In: Forum Qualitative Sozialforschung 13/1
- Brandes, Sven; Schaefer, Ina (2013): Partizipative Evaluation in Praxisprojekten. Chancen und Herausforderungen. In: Prävention und Gesundheitsförderung 2013/Q8:132-137
- Cheatham-Rojas, Ann; Shen, Eveline (2008): CBPR with Cambodian girls in Long Beach, California: a case study. In: Community-Based Participatory Research for Health: From Process to Outcomes. Hg. v. Minkler, Meredith; Wallerstein, Nina. Jossey-Bass, Kalifornien. S. 7-508
- Chung, Kimberly; Lounsbury, David (2006): The Role of Power, Process, and Relationships in Participatory Research for Statewide HIV/AIDS Programming. In: Social Science & Medicine 63/8:2129-2140
- Clements-Nolle, Kristen; Bachrach, Ari Max (2008): CBPR with a hidden population: the transgender community health project a decade later. In: Community-Based Participatory Research for Health: From Process to Outcomes. Hg. v. Minkler, Meredith; Wallerstein, Nina. Jossey-Bass, Kalifornien. S. 8-508
- Cook, Tina (2012): Where Participatory Approaches Meet Pragmatism in Funded (Health) Research: The Challenge of Finding Meaningful Spaces. In: Forum Qualitative Sozialforschung 13/1

- De Bock, Freia; Fischer, Joachim E. (2011): Gesundheitsförderung im Kindergarten. In: Soziale Verantwortung 59
- Hackl, Marion (o. J.): Methoden partizipativer Forschungsprojekte mit Jugendlichen. Österreichisches Institut für Kinderrechte und Elternbildung, Wien
- Jagosh, Justin; Macaulay, Ann C.; Pluye, Pierre; Salsberg, Jon; Bush, Paula L.; Henderson, Jim; Sirett, Erin; Wong, Geoff; Cargo, Margaret; Herbert, Carol P.; Seifer, Sarena D.; Grenn, Lawrence W.; Greenhalgh, Trisha (2012): Uncovering the Benefits of Participatory Research: Implications of a Realist Review for Health Research and Practice. In: The Milbank Quarterly 90/2: 311–346
- Jones, Loretta; Koegel, Paul; Wells, Kenneth B. (2008): Bringing experimental design to community-partnered participatory research. In: Community-Based Participatory Research for Health: From Process to Outcomes. Hg. v. Minkler, Meredith; Wallerstein, Nina. Jossey-Bass, Kalifornien. S. 4–508
- Kneipp, Shawn M.; Kairalla, John A.; Lutz, Barbara J.; Pereira, Deidre; Hall, Allyson G.; Flocks, Joan; Beeber, Linda; Schwartz, Todd (2011): Public Health Nursing Case Management for Women Receiving Temporary Assistance for Needy Families: A Randomized Controlled Trial Using Community-Based Participatory Research. In: American Journal of Public Health 101/9:1759–1768
- Ladurner, Christa; Tauber, Sara; Hainz, Wolfgang (2016): Frühe Hilfen Südtirol. Forum Prävention, Bozen
- Lüttringhaus, Maria; Richers, Hille (2003): Handbuch Aktivierende Befragung: Konzepte, Erfahrungen, Tipps für die Praxis (Arbeitshilfen für Selbsthilfe und Bürgerinitiativen). Stiftung Mitarbeit
- McAllister, Carol L.; Green, L.; Terry, Martha Ann; Herman, Vivian; Mulvey, Laurie (2003): Parents, Practitioners, and Researchers: Community-Based Participatory Research With Early Head Start. In: Public Health Matters 93/10:1672–1679
- Minkler, Meredith; Wallerstein, Nina (2008): Community-Based Participatory Research for Health: From Process to Outcomes (Wiley Desktop Editions). Jossey-Bass, Kalifornien
- Mossakowski, K.; Süß, Waldemar; Trojan, Alf (2009): Partizipative Ansätze in der gemeindenahen Gesundheitsförderung. In: Prävention und Gesundheitsförderung 2009/4:184–194
- Randy, Stoecker (2008): Are academics irrelevant? Approaches and roles for scholars in CBPR. In: Community-Based Participatory Research for Health: From Process to Outcomes. Hg. v. Minkler, Meredith; Wallerstein, Nina. Jossey-Bass, Kalifornien. S. 6–508
- Russo, Jasna (2012): Survivor-Controlled Research: A New Foundation for Thinking About Psychiatry and Mental Health. In: Forum Qualitative Sozialforschung 13/1
- Springett, Jane; Wallerstein, Nina (2008): Issues in participatory evaluation. In: Community-Based Participatory Research for Health: From Process to Outcomes. Hg. v. Minkler, Meredith; Wallerstein, Nina. Jossey-Bass, Kalifornien. S. 12–508

- Süß, Waldemar; Nickel, Stefan; Wolf, Karin; Trojan, Alf (2015): Strukturbildung für Prävention und Gesundheitsförderung bei Kindern und Eltern in einem benachteiligten Quartier: Lenzgesund. In: Gesundheitswesen 77/01:120–121
- Tegethoff, Dorothea; Bacchetta, Britta; Streffing, Joana; Grieshop, Melita (2017): Strukturen und Qualität in Projekten der Frühen Hilfen. In: Prävention und Gesundheitsförderung 2017
- Thyen, Ute (2015): Forschung für und mit hoch belasteten Familien. Heidelberg, 25.–26. 9. 2015
- Turnbull, Ann P.; Friesen, Barbara J.; Ramirez, Carmen (1998): Participatory Action Research as a Model for Conducting Family Research. In: JASH 23/3:178–188
- von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. SpringerVS, Wiesbaden
- von Unger, Hella (2012): Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran? In: Forum Qualitative Sozialforschung 13/1
- Wright, Michael T. (2010): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Hans Huber, Bern
- Wright, Michael T. (2013): Was ist Partizipative Gesundheitsforschung? In: Prävention und Gesundheitsförderung 2013/8:147–154
- Wright, Michael T.; Block, Martina; Kilian, Holger; Lemmen, Karl (2013): Förderung von Qualitätsentwicklung durch Partizipative Gesundheitsforschung. In: Prävention und Gesundheitsförderung 2013/8:122–131
- Zinser, Claudia (2004): Aktivierung und Beteiligung von Familien. Deutsches Jugendinstitut, München